

## Ökumene – Mission – Respekt: Geschichtliche Hintergründe, theologische Zusammenhänge, aktuelle und zukünftige Herausforderungen

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern, liebe Brüder,

vom im Juni 2011 amtierenden Generalsekretär der Weltweiten Evangelischen Allianz Geoff Tunnicliffe, stammt das nüchtern charmante Zitat anlässlich der Vorstellung des Dokumentes „christliches Zeugnis in multireligiöser Welt“, dass es „zwar wirklich Neues nicht zu sagen gäbe, aber dass es noch nie in dieser Weise und in solcher Kooperation gesagt worden sei.“ Damit hat er wohl den Nagel auf den Kopf getroffen.

Wenn die ACK in Baden-Württemberg nun dieses Dokument zum Thema ihrer Jahrestagung macht, dann unterstreicht sie damit, dass es sehr wesentlich sein kann, vielleicht schon bekannte Inhalte neu und anders zu hören, neu und anders auch dadurch, dass sie aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet werden, die sich ansonsten vielleicht eher selten „begegnen“ und aufeinander einlassen.

Hier darf ich kurz etwas biographisch werden: als Pfälzer aus der deutschen Schuhstadt Pirmasens, aufgewachsen im lebendigen Miteinander einer evangelischen Kirchengemeinde und der Evangelischen Stadtmission wurde mir erst viel später bewusst, dass es so etwas wie eine heimliche „Trennung“ der evangelischen Christenheit in unserem Land gibt. Da sind die „normal Evangelischen“ und da sind die „evangelisch Evangelikalen“ und wie viel „Berührungsfläche“ es zwischen diesen beiden „Größen“ gibt, das hängt sehr oft von den lokal oder regional agierenden Personen ab.

Als Gemeinschaftsmann und protestantischer Pfarrer kehrte ich nach meinem Theologiestudium in die Pfalz zurück, dann begleitet von meiner Frau, die ihrerseits ihre Wurzeln im Baptismus hatte, was dazu führte, dass wir, als lebendigen Tribut an die geistliche Geschichte meiner Frau, einige Jahre zuvor in einer Freien Evangelischen Gemeinde verbracht und dort auch verantwortlich mitgearbeitet hatten. Ich war ehrenamtlich stellvertretender Vorsitzendes des Evangelischen Gemeinschaftsverbandes Pfalz, Mitglied in der Pirmasenser Evangelischen Allianz und zugleich landeskirchlicher Pfarrer in meiner Heimatstadt, später Landessynodaler und Dekan. Ich bewege und bewege mich als völlig ungezwungen in zwei „Sphären“, die man sehr wohl unterscheiden kann und deshalb fällt mir auf, dass Beziehungen – etwa zwischen einer regionalen ACK und einer Ortsallianz – personenabhängig sind. Im großen Ganzen haben sich die Beziehungen zwischen ACK und DEA in den letzten Jahren aber eher von einem „kritischen Aneinandervorbei“ zu einem „wohlwollenden Nebeneinander“ entwickelt. Das sieht man auch daran, dass die DEA nun, nach vorhergehenden Gesprächen, den „Gaststatus“ in der ACK beantragt hat. Die Frage ist, ob das, angesichts der vielfältigen Herausforderungen in unserem Land wirklich reicht oder ob da noch mehr möglich wäre. Dies ist etwa, wenn ich nicht irgendetwas verdrängt habe, meine erste Einladung in über 6 Jahren Dienstzeit als Gnadauer Präses und fast 4 Jahren als Allianzvorsitzender zu einer Veranstaltung der ACK und umgekehrt begegne ich bei „evangelikalen Feierlichkeiten oder Tagungen“ auch höchst selten Gästen aus der „normal evangelischen Welt“. Wenn Sie über diese Formulierung „normal evangelisch“ sich wundern, dann versuchen Sie einmal, unterschiedliche Gruppen, die sich auf das gemeinsame evangelische Erbe berufen, so zu bezeichnen, dass sie Zusammenhang und Unterschiede gleichermaßen fassen können, ohne in irgendeiner Form zu diskriminieren. Bundeskanzlerin Angela Merkel hat bei einer Begegnung mit meinem Vorgänger im Amt des Allianzvorsitzenden, Jürgen Werth, die Evangelikalen einmal als „intensiv evangelisch“ bezeichnet. Das klingt ja irgendwie ganz sympathisch, aber bedeutet das, dass „normal Evangelische“ ihren Glauben nicht „intensiv“ leben? Unsere Bezeichnungen tragen oft ein „Vor-Urteil“ – schon mit sich herum, womit wir bei unserem Thema wären: Mission Respekt.

1

Ich habe diesen persönlichen Einstieg gewählt, damit Sie wahrnehmen, dass ich jetzt bewusst als Vertreter der Evangelischen Allianz zu Ihnen sprechen werde, aber mit einer biographischen Sozialisation, welche mich, bei einigen anderen Weichenstellungen, auch ebenso als ACK Vertreter hätte heute teilnehmen lassen können: „linker Pietist oder „liberaler Evangelikaler“ und „rechter Landeskirchlicher oder konservativer Protestant“ – wer, so wie ich, in seiner Schulzeit mal Mengenlehre lernen musste, der lernt bald, dass es ganz wichtig ist, im Leben immer wieder auf die Schnittmengen zu achten. Und letztlich sind wir heute hier – in einer ähnlich ungewöhnlichen, weil die üblichen Räume auflösenden Konstellation – wie bei unserer Berliner Konsultation im August des vergangenen Jahres. Ich empfinde es als sehr bemerkenswert, dass die WEA, auf Einladung des ÖRK, das wollen wir doch auch einmal dankbar hervorheben, in diesen Konsultationsprozess mit dem Päpstlichen Rat für interreligiösen Dialog mit hineingenommen wurde und wir deshalb heute auch miteinander reden und, besonders initiiert durch EMW und missio, dieses Dokument für unser Situation und Gesellschaft fruchtbar machen wollen.

Dabei fällt ja jedem, der sich mit „CZimW“ beschäftigt, auf, dass der interreligiöse Dialog, zu dem das Dokument ausdrücklich ermutigt, eine so prägende Rolle in der Entstehungsphase des Dokumentes ja gar nicht spielte. Nur das Treffen in Lariano 2006 war interreligiös, die beiden nachfolgenden Begegnungen in Toulouse 2007 und Bangkok 2011 innerchristlich, weil sich eben abzeichnete, dass es unabdingbar notwendig ist, sich innerchristlich auf Verhaltensempfehlungen zu verständigen. Mit diesem doppelten „Zungenschlag“ nehme ich auch an dieser Tagung teil: Ermutigung zum christlichen Zeugnis in unserer heutigen Welt und Verständigung darüber, durch was denn dem Evangelium angemessene Bezeugungen charakterisiert werden können.

„CZimW“ ist öfter verkürzt als „Ethik der Mission“ bezeichnet worden. Das ist sicherlich zutreffend und hat den doch erstaunlichen Rezeptionsprozess auch teilweise erst ermöglicht. Denn, merkwürdigerweise, gibt es in unseren deutschen Landen eine „Alltagsfixierung“ auf ethische Fragen, aber eine „Lehrfixierung“ auf die „Dogmatik“. Wenn es sich hier „nur um Ethik“ handelt, so meinte der eine oder andere Skeptiker dieses Prozesses, dann kann man „die ja mal machen lassen“. Ich betrachte das als eine Fehleinschätzung, die sich auch noch ziemlich „rächen“ könnte, denn erstens lässt sich keine Ethik der Mission ohne dogmatische Grundlagen verabschieden (und wer genau liest, findet diese dogmatischen Grundlagen zuhauf) und zweitens wird dabei unterschätzt, wie häufig gerade auch unsere Ethik unsere Dogmatik beeinflusst und weiterentwickelt.

Nach diesen Vorbemerkungen möchte ich nun, ich wiederhole nochmals: aus evangelikalem Blickwinkel den Dreiklang von Ökumene – Mission - Respekt in den im Vortragsthema genannten Zusammenhängen „Geschichtliche Hintergründe, theologische Zusammenhänge, aktuelle und zukünftige Herausforderungen“ jeweils mit 3 Thesen entfalten. Ich beschränke mich damit auf ein verträgliches Maß an Information für unsere nachfolgende Aussprache und verzichte auf jeden Versuch alles zu sagen, was unbedingt hätte gesagt werden müssen. Betrachten Sie meine nun folgenden 9 Thesen als „Appetithappen“ für mehr Gespräch und Begegnung in der Zukunft.

### **Geschichtliche Hintergründe**

1. „Mission Respekt“ trägt dazu bei, dass wir die „Frontstellungen“ (dieser martialische Ausdruck ist leider nicht ganz unangebracht) der vergangenen 50 Jahre in Deutschland hinterfragen und unser gemeinsames Erbe wiederentdecken.

Im Zusammenhang mit dem 100. Jubiläum der ersten Weltmissionskonferenz 1910 in Edinburgh ist erfreulicherweise auch thematisiert worden, dass dieses „Geburtsereignis“ der modernen ökumenischen Bewegung ebenfalls seine „Väter und Mütter“ hatte, durchaus auch „evangelikaler Provenienz“. Man muss in diesem Zusammenhang auf die

Erweckungsbewegungen der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu sprechen kommen, welche in Großbritannien mit den Namen John und Charles Wesley, wie auch George Whitefield verbunden sind. Denken Sie aber auch an die Gründung der „Basler Christentumsgesellschaft“ 1780, an den sogenannten „Genfer Reveil“ und an die in Deutschland, bedingt durch die landeskirchliche Struktur, regional sehr unterschiedlich verlaufenen Aufbrüche. Aus diesen Erweckungsbewegungen ging etwa der CVJM hervor – die erste Weltkonferenz fand 1855 in Paris statt und zwar anlässlich der dritten Konferenz der (Weltweiten) Evangelischen Allianz. Oder denken wir an die christliche Studentenbewegung, die eng mit dem Namen von John Mott verbunden ist, der seine geistliche Prägung vor allem durch John Wesley erhielt und zum Initiator und ersten Vorsitzenden der besagten Weltmissionskonferenz in Edinburgh wurde. Der damalige „Missionsoptimismus“, der die gesamte Menschheit auf das baldige Kommen des Reiches Gottes vorbereiten wollte, kann nur auf dem Hintergrund der genannten Erweckungsbewegungen richtig verstanden werden. Schließlich erfolgte auch die Gründung der Evangelischen Allianz auf diesem „Nährboden“. Ohne jetzt ausführlicher auf die Vorgeschichte der Londoner Gründungskonferenz vom August 1846 eingehen zu wollen sei hier nur festgehalten, dass das heute bei Evangelikalen sehr kritisch gesehene Wort „ökumenisch“ zum damaligen Grundwortschatz gehörte. Die Evangelische Allianz als Verbund von Christenmenschen, die auf einer gemeinsamen Glaubensbasis stehend, Einmütigkeit trotz bestehender Lehrdifferenzen darstellen und leben wollten, verstand sich als „ecumenical“, wie aus vielen Dokumenten der Gründerzeit hervorgeht. Im Fokus waren die gesamte Christenheit und die ganze Welt. Erkennbar war Ersteres etwa daran, dass man, trotz der damals herrschenden antikatholischen Haltung, katholische Christen nicht explizit von der Mitgliedschaft ausschloss und sich überhaupt um Niedrigschwelligkeit auf der Grundlage der Basis bemühte und Letzteres zeigte sich in der von Anfang an globalen Ausrichtung der Gebetswochen und Gebetstreffen.

3

2. Dieses „ökumenische Anliegen“ der Allianz trug von Anfang an dazu bei, dass man Lehrunterschiede akzeptierte und sich gegenseitig mit Achtung und Respekt begegnen wollte

Wer sich ausführlich mit der Gründungsversammlung der Evangelischen Allianz beschäftigt, merkt schnell, dass den damals Verantwortlichen bewusst war, dass die Überwindung der denominationellen und konfessionellen Grenzen nur mit Toleranz und Respekt gegenüber Andersdenkenden einhergehen konnte. Die Berichte aus den einzelnen Ländern offenbarten Einsichten in die jeweiligen kulturell und historisch bedingten Besonderheiten. Es herrschte eine große Empfindsamkeit, die Feindseligkeiten und den Streit zwischen den verschiedenen Glaubensrichtungen wirklich als Sünde gegen den Leib Christi zu bekennen und zukünftig zu unterlassen. In den gravierenden Auseinandersetzungen zwischen amerikanischen und britischen Kongressteilnehmenden wurde immer wieder nach Wegen gesucht, wie man wirklich aufeinander achten und beieinander bleiben konnte. Erbittert diskutiert wurde damals die Frage, ob Sklavenbesitzer der Allianz angehören durften oder nicht und auch hier ermöglichte ein Kompromiss den zukünftigen Zusammenhalt.

Dieses „Klima von Respekt und Achtung“ prägte die Allianz seit ihrer Gründungszeit – es war umkämpft, aber es hat sich immer wieder durchgesetzt. Zugleich muss natürlich festgehalten werden, dass es um Einmütigkeit und Achtung auf der Grundlage einer formulierten Basis ging. Auch wenn diese Basis ganz bewusst „Spielraum“ für unterschiedliche Auslegungen ließ – so wie jedes Dokument und auch so wie „CZimW“ – erfolgte das Bemühen um Achtung und Respekt

eben doch in einem bestimmten, vorgegebenen Rahmen. Es ist deshalb symptomatisch, dass diese „Allianzbasis“ teils auch als zu einengend verstanden (etwa Quäker, Unitarier, Katholiken oder Orthodoxe standen teils im Widerspruch zu den 9 Basisaussagen) und in ihrer jeweiligen Bedeutung abgemildert wurde.

Und ich gebe ehrlich zu, dass mir erst in der Vorbereitung auf den heutigen Vortrag aufgefallen ist, dass der zweite Punkt der ursprünglich 9 Basispunkte heute in den Basistexten nicht mehr enthalten ist: „the right and duty of private judgement in the interpretation of the holy scriptures“. Dem will ich nachgehen, denn gäbe es heute noch das explizit benannte Recht und die Pflicht über die Auslegung der Heiligen Schrift „privat“ und persönlich zu entscheiden, dann wäre die nun noch zu benennende Entwicklung der Allianz, speziell in Deutschland, vielleicht auch anders verlaufen: Gerhard Lindemann spricht in seinem beachtlichen Opus „Für Frömmigkeit in Freiheit. Die Geschichte der Evangelischen Allianz im Zeitalter des Liberalismus (1846-1879)“ davon, dass die Allianz, gerade in Deutschland, in der Gefahr stünde, nicht mehr wie ursprünglich, Kontroversen um des Einheitsgedankens willen zu glätten, sondern im Gegenteil sich abzugrenzen. Er bemängelt das, sieht darin aber auch eine Reaktion auf die „erfolgte Ausgrenzung durch den Mehrheitsprotestantismus“ (S.947). Ich halte es für eminent wichtig, dass wir diese Haltung der Gründungszeit, vom Gemeinsamen her, das Verschiedene möglichst auszuhalten, möglichst wieder gewinnen und dafür nehme ich auch manchen Widerspruch aus den eigenen Reihen, bedauernd, aber billigend in Kauf.

3. Der durchaus nicht uneigennützig Einsatz der Evangelischen Allianz für Religionsfreiheit trug zur Durchsetzung grundlegender Menschenrechte und dem Aufbau mündiger Zivilgesellschaften bei – daran können wir heute anschließen.

4

„Mission“ war keines der vorrangigsten Themen in der Arbeit der Evangelischen Allianz. Missionsarbeit geschah vor allem in den Kirchen und ihren Werken, in Verbänden und Vereinen. Schon sehr bald aber begannen regionale Allianzkreise oder auch nationale Allianzen sich für die Religionsfreiheit im Blick auf neu entstehende evangelische Kirchen einzusetzen. Nach den Revolutionen von 1848 gab es in vielen Ländern Bestrebungen, die durch die Revolutionen errungenen Grundrechte des Individuums, darunter auch die Gewissens- und Glaubensfreiheit, wieder einzuschränken. Dies konnte Protestanten, etwa in Frankreich, ebenso betreffen wie die Angehörigen kleinerer, als „Sekten“ bezeichneten Freikirchen in den evangelischen Staaten. Hier hat die Evangelische Allianz weltweit, gerade auch länderübergreifend, aber auch regional bis heute eine sehr wichtige Aufgabe wahrgenommen. Ging es ursprünglich vor allem um den Schutz christlicher Minderheiten, so provozierte dieses grundlegende Bekenntnis zu den Menschenrechten aber auch das Entstehen der Allianz für die Religionsfreiheit „der anderen“. Man denke nur daran, wie umkämpft positive Voten Evangelischer Allianzen für das Recht auf Moscheebau oder – im Rahmen unserer Verfassung – für islamischen Religionsunterricht bis heute sind. Aber hier hat sich die evangelische Allianz auch nicht von einem Teil ihren eigenen Anhänger davon abhalten lassen für das einzustehen, was ihre Arbeit von Anfang an bestimmt hat. Und auch hier liegt der direkte Bezug zu „CZimW“ auf der Hand und hier ist es wirklich auch sinnvoll, das heutige Verständnis von Religionsfreiheit, positiver wie negativer in den Dialog mit anderen Religionen mit einzubringen. Es ist von daher auch leichter zu verstehen, dass Evangelische Allianzen sich weithin für freiheitlich demokratische Grundordnungen einsetzen, weil in ihnen eben das Recht auf freie Religionsausübung am besten und umfassendsten gewährleistet ist.

## Theologische Zusammenhänge

4. Das immer neue gehorsame Hören auf Gottes lebendiges Wort führt uns als Glieder des Leibes Christi immer neu zusammen

Mit der von mir beschriebenen, erlebten und oft auch erlittenen „Existenz“ in „evangelisch-evangelikalen Räumen“ ging ein immer größeres Unverständnis über die ungesunden Polarisierungen im Verständnis des Evangeliums einher.

Wohl seit der dritten ökumenischen Vollversammlung in Neu Dehli 1961, spätestens aber mit Uppsala 1968 ereignete sich eine Polarisierung, die rückblickend betrachtet, wohl ihresgleichen sucht. Da findet sich in der ökumenischen Bewegung eine immer stärkere Betonung des Politischen, der „Horizontalen“, des Einsatzes für Frieden und Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung, aber auch der Verdrängung eines klassischen Missionsverständnisses zugunsten einer dialogischen und pluralistischen Missionstheologie. Umgekehrt findet sich in der evangelikalen Welt – und bitte hier jetzt ebenso schubladisiert ausgedrückt wie gerade eben – eine Konzentration auf die Seelenrettung, verbunden mit einer weitgehenden Negation einer sozialen oder politischen Dimension des Evangeliums.

Seitdem hat es deutliche Annäherungen von beiden Seiten gegeben. Vergleicht man etwa die Missionserklärungen von Kapstadt (Lausanner Bewegung 2010) und Busan (ÖRK 2013) so gibt es immer noch beachtliche Unterschiede, aber auch bemerkenswerte Annäherungen. Für mich ist dabei auffallend, wie das „Hören auf Gottes Wort“ einhergeht mit den jeweiligen gesellschaftlichen und theologischen Entscheidungen unserer eigenen Zeit. Ich spiele damit auf die zunehmende Distanzierung der katholischen Kirche und auf die wachsende Kritik der, zumeist noch im ÖRK beheimateten orthodoxen Kirchen ebenso an, wie auf das nicht zu übersehende Erstarken von Kirchen und Bewegungen, welche der „evangelikalen Welt“ zugerechnet werden können, aber teils erhebliche Problematiken in sich tragen. Wir hören eben auch dann neu aufeinander, wenn die Verhältnisse sich ändern.

Aber grundlegend muss sein, dass die Heilige Schrift es nicht zulässt, dass wir ein „weltloses Heil“ oder eine „heillose Welt“ glauben. Beides, Heil und Wohl, gehören alt-wie neutestamentlich unauflöslich zusammen und dürfen auch in unserer Theologie nicht auseinandergerissen werden. Hier bedarf es mutiger Schritte von beiden Seiten aufeinander zu, es bedarf einer demütigen Bereitschaft voneinander zu lernen und sich von der Erkenntnis der jeweiligen Glaubensgeschwister bereichern zu lassen.

5. Mit der Beschreibung der Mission als „missio dei“ ist der christlichen Kirche ein „kairos“ geschenkt. Ihr ist für das theologische Ringen und das missionarische Handeln eine gemeinsame Basis vorgegeben. Diese Chance müssen wir nutzen.

Wohl ausgehend von der Weltmissionskonferenz in Willingen 1952 hat sich eine trinitarische Verankerung der „Mission“ durchgesetzt. Nicht die Kirche ist das Subjekt der Mission, sondern der dreieinige Gott selbst. Die Kirche „hat“ keine Mission, sondern sie ist Teil der Mission des liebenden Vaters, des menschengewordenen Sohnes und des sendenden Geistes. Und der Heilswille Gottes bezieht sich dabei auf alle Menschen wie auch auf die gesamte Schöpfung. Ich sehe es als eine wirkliche Chance an, dass wir ausgehend von diesen gemeinsamen theologischen Aussagen um ein tragfähiges Missionsverständnis ringen. Wie schon in meinen Vorbemerkungen angedeutet, sollten wir dabei nicht bei einer Verständigung über ethische Grundsätze stehen

bleiben, weil diese sowieso dogmatische Aussagen beinhalten und weil das „Herz“ der „missio dei“ uns dazu drängt, hier miteinander weiter zu kommen – nicht um unserer, aber um der Sache unseres lebendigen Gottes willen. Auch das Programm dieser Tagung mündet ja in seiner Schlussrunde deshalb wohl ganz und gar nicht zufällig in eine sehr, sehr fundamentale Frage ein: „was ist, wie lautet unsere Mission als Christen?“

Ich nutze die Gelegenheit und stelle Ihnen ein weiteres Dokument vor, an dem Sie erkennen können, wie ein Ansatz bei der „missio dei“ ein evangelikales, in diesem Fall bitte eher „pietistisches“ Missionsverständnis beeinflussen kann. Mit Blick auf die EKD Synode 2010 und auch als Antwort an die Aufforderung des damaligen Ratsvorsitzenden der EKD, Wolfgang Huber, hat der Evangelische Gnadauer Gemeinschaftsverband im Herbst 2010 eine Erklärung zur Mission verabschiedet (sie finden diese Erklärung unter [www.gnadauer.de](http://www.gnadauer.de) / Themen/Texte). Dort heißt es in den ersten beiden Punkten:

I. *Unsere Mission gründet in der Mission Gottes (missio Dei).* Gottes Geschichte mit dem Menschen und seiner ganzen Schöpfung ist bestimmt und getragen von seiner liebenden Zuwendung. In Jesus Christus tritt er selbst in die Wirklichkeit seiner Geschöpfe ein, wird Mensch, um seiner Schöpfung Heilung und Heil und Menschen an seinem Leben Teilhabe zu schenken.

Gottes Mission ist es, in Christus „zu suchen und zu retten, was verloren [gegangen] ist“ (Lk 19,10). Durch ihn will er Menschen für seine Liebe gewinnen, harte Herzen erweichen, Glauben wecken und mit Hoffnung auf sein Reich erfüllen. Durch den Geist beruft er Menschen zur Nachfolge Christi und befähigt sie zur Mitarbeit in seiner Gemeinde.

II. *Unsere Mission dient der Mission Gottes.* Der Sendung des auferstandenen Christus verpflichtet (Mt.28, 18ff.) geht es darum, „die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk“ (Barmer Theologische Erklärung, 6.These). Dem dienen die verschiedenen Handlungsfelder der Kirche: z.B. Gottesdienst und Verkündigung, Seelsorge, Bildung, Diakonie, soziales und politisches Engagement.

Diese Arbeitsbereiche ergänzen sich wechselseitig. In ihnen gewinnt das Wort Gestalt – nicht nur hörbar, sondern auch sichtbar, erfahrbar, begreifbar. In einem solchen ganzheitlichen Verständnis des Evangeliums gehören Evangelisation und soziale Verantwortung aufs Engste zusammen (s. „Manifest von Manila“, 1989). Wir unterscheiden Versöhnung mit Gott von Versöhnung zwischen Menschen, wir unterscheiden Heil und Wohl, aber wissen uns im Gehorsam gegenüber der biblischen Botschaft beidem verpflichtet (vgl. „Das Evangelium unter die Leute bringen“, EKD-Text 68, III.4, S.22).

- Bei aller tiefen Dankbarkeit über ein gemeinsames Verständnis unserer Mission als eingebettet in die „missio dei“ darf dies nicht den Blick für die weiterhin offenen Fragen verstellen. Die evangelikale Bewegung hält, aus ihrem Verständnis des Wortes Gottes, an dem umfassenden Heilsanspruch Gottes in Jesus Christus und an der daraus folgenden umfassenden Sendung seiner Gemeinde zu „allen Völkern“ fest.

In der Juli Ausgabe von „Zeitzeichen“ (S.38ff.) gibt Christiane Tietz einen Überblick über neue systematische Denkströmungen, mit denen die bisher üblichen Unterscheidungen von

„Exklusivismus, Inklusivismus oder Pluralismus“ differenziert, bereichert, durchbrochen werden könnten. Ich spüre ebenfalls, dass wir hier „Verstehens- und Artikulationshilfen“ brauchen, welche uns dabei unterstützen, dem Wahrheitsbewusstsein der jeweils Andersgläubigen Rechnung zu tragen, ohne deshalb unser eigenes Wahrheitsbewusstsein aufgeben zu müssen. Ich sage aber auch, dass mich die hier dann vorgestellten Ansätze eines „mutualen Inklusivismus“, eines „reflektierten Positionalismus“ oder der „Komparativen Theologie“ noch nicht wirklich überzeugen, weil sie, zumindest für Menschen mit einem eher „evangelikalen“ hermeneutischen Verständnis, der umfassenden Aussagedimension der biblischen/neutestamentlichen Texte nicht gerecht werden. Menschen mit einem evangelikalen Glaubensrahmen können wohl zuweilen den durch das II.Vaticandum beschrittenen Weg eines inklusiven Missionsverständnisses mitgehen. Sie bleiben aber skeptisch, wenn unter dem Stichwort der „abrahamitischen Religionsfamilie“ der Weg dafür geebnet werden soll, dass es etwa ein „Heil für Muslime auch an Christus vorbei“ geben könnte.

Ich will deshalb noch einmal, mit Rückgriff auf die eben schon zitierte Erklärung des Gnadauer Verbandes, zeigen, worum es sich zu streiten meines Erachtens lohnen würde. Aber hören sie selbst:

III. „Da die „Botschaft von der freien Gnade Gottes“ im Innersten ein personales Geschehen ist, hat sie die freie Antwort des Menschen zum Ziel. Deshalb muss das Evangelium zur Evangelisation werden, d.h. zur *personal zugespitzten Einladung*, sich auf Gott und seine Liebe einzulassen. So zielt Evangelisation als Ruf zur Entscheidung auf die Antwort des Glaubens und die gelebte Nachfolge, wohl wissend, dass Gott alleine, durch seinen Heiligen Geist, Glauben weckt und in die Nachfolge beruft.

Das geschieht auf vielfältige Weise – von persönlichen Begegnungen bis hin zu besonderen Evangelisationsveranstaltungen. Der inhaltlich gebotene Stil der Evangelisation aber ist die Bitte: „So bitten wir nun an Christi Statt: Lasst euch versöhnen mit Gott.“ (2.Kor 5,20) Der Gestus der Bitte verpflichtet zu einer Ethik der Evangelisation, die sich aller Formen der Suggestion, der Manipulation oder des Druckes enthält und die dabei offen ist für eine breite Vielfalt an Methoden.

Diese Einladung gilt in unserer Gesellschaft den Konfessionslosen ebenso wie den getauften Kirchenmitgliedern, die den Zusammenhang von Taufe und Glaube noch nicht als befreiende Gabe für ihr Leben entdeckt haben. Sie richtet sich schließlich auch an Angehörige anderer Religionen, denen wir in Toleranz und Demut die bittende Einladung zu Jesus Christus schulden.

IV. Der Charakter dieser Bitte wird unterstrichen, wenn unsere *Mission* eingebettet ist in unser authentisches Zusammenleben mit anderen Menschen (*Konvivenz*) und das ernsthafte Gespräch mit ihnen (*Dialog*). Das Miteinander der drei Dimensionen bewahrt diese vor Fehlformen. Mission ohne Konvivenz und Dialog ist rechthaberisch und arrogant. Konvivenz ohne Dialog und Mission vertritt de facto einen gleich-gültigen Wahrheitspluralismus und Dialog ohne Konvivenz und Mission verfehlt die notwendige Inkulturation des Evangeliums.

Geschieht Mission hingegen im Zusammenhang von Konvivenz und Dialog, werden eigene Überzeugungen mit Lernbereitschaft verbunden, werden Gespräche durch verschiedene, auch kontroverse Positionen bereichert, bleibt das Zusammenleben lebendig, weil Auseinandersetzung geschieht.

- V. Von der biblischen Offenbarung her sind wir einem personal-ereignishaften Wahrheitsbegriff verpflichtet. In diesem Sinne bekennen wir *Christus als die Wahrheit*, durch welche der in ihm versöhnten Welt Heil zuteil wird. Christus sagt von sich: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ (Joh 14,6) Das bedeutet: In der Begegnung mit Jesus kommt die Wahrheit ans Licht, auch die Wahrheit über uns. Es entsteht Wahrhaftigkeit. Diese Wahrheit ist nicht beliebig und zugleich verfügen wir nicht über sie. Als Christinnen und Christen erheben wir keinen Absolutheitsanspruch, sondern bezeugen Jesus Christus, der absoluten Anspruch auf jedes Leben hat – und vergessen dabei nicht, dass das zuerst für unser eigenes Leben gilt. Diese Haltung bewahrt vor Unverbindlichkeit und Gleichgültigkeit ebenso wie vor Intoleranz und Fanatismus.
- Die biblischen Linien von Gottes allumfassender Barmherzigkeit einerseits und einem doppelten Ausgang des Weltgerichts andererseits wollen wir nicht auflösen, sondern wechselseitig aufeinander beziehen, weil so sowohl Gottes alle Erkenntnis übersteigende Souveränität als auch die der Ebenbildlichkeit des Menschen entsprechende Verantwortlichkeit festgehalten werden kann. Beide Sichtweisen haben in Jesus Christus, als Erlöser und als Richter, ihre Mitte und ihr Ziel.“

Interessanterweise ergänzt Christiane Tietz den eben schon erwähnten Aufsatz auch mit Aussagen zur Eschatologie, da diese ja christlicherseits Andersglaubende vereinnahmen würden. Sie bezieht sich dabei darauf, dass neuere christlich-theologische Ansätze ein „eschatologisches Dual“, also den „doppelten Ausgang des Weltgerichts“ aufgegeben hätten. Diese universalistische Sicht ist dann gemeinhin mit einer starken Gerichtsvorstellung verbunden, die dann aber der Hoffnung Raum gibt, dass das individuell geglaubte Heil „dereinst für alle als Heil glaubhaft werden wird“. Sie sehen also auch hier den Dissens zur vorgelegten Missionserklärung. Ich bringe diese Frage auch deshalb hier und heute ein, weil ein „evangelikales Missionsverständnis“ auch (!), nicht primär und nicht ausschließlich davon motiviert wird, dass es der uns vom Herrn der Kirche gegebene Auftrag ist, Menschen das Evangelium so zu bezeugen, dass sie sich „von der Finsternis ins Licht retten lassen“. Diese Motivation der „suchenden Retterliebe“ dürfte bei denen, die letztlich ein pluralistisches Missionsverständnis und/oder ein universalistisches eschatologisches Verständnis haben, gar nicht oder – auch das ist schon ein Dialogangebot – ganz anders ausgeprägt und motiviert sein.

8

### **Aktuelle und zukünftige Herausforderungen**

7. „Christliches Zeugnis in multireligiöser Welt wird dann fruchtbar werden, wenn sich nicht „jede Seite“ das „Stück vom Kuchen“ nimmt, welches den eigenen Überzeugungen am nächsten kommt und die anderen Stücke eher „vernachlässigt“.

Meine Beobachtung ist genau das. Das reden die einen fast nur von „Zeugnis“ und die anderen von „Dialog“ und beide Male bleibt relativ unklar, was denn eigentlich genau gemeint ist. Das genügt allerdings auf Dauer nicht, denn die ethische Gemeinsamkeit braucht eine inhaltliche Übereinstimmung in Grundpositionen. Schließlich genügt es Fußballern auch nicht, sich auf die Regeln geeinigt zu haben. Sie wollen spielen und müssen dazu wissen, wo

die Tore stehen und in welche Richtung gespielt wird. Ein vielleicht etwas saloppes Bild – allerdings denke ich schon, dass damit eine gewisse Erwartungshaltung beschrieben ist, die „Mission Respekt“ auch ausgelöst hat. Und nun sind wir bitteschön für das verantwortlich, was wir uns vertraut gemacht haben.

Für mich geradezu symptomatisch war die (evangelikale) Aufregung über die Entscheidung des bayrischen Bischofs und Ratsvorsitzenden Bedford-Strohm im Kuratorium eines Islamischen Zentrums in München mitzuarbeiten. Als diese sorgfältig begründete Entscheidung in einem evangelikalen Nachrichtenmagazin nur mit „Entsetzen, Unverständnis und bitterer Ironie“ kommentiert wurde, musste ich mich zu Wort melden und einfach darauf hinweisen, dass das auch von evangelikalen Leitungsgremien mit unterstützte Dokument „CZinW“ genau ein derartiges Vorgehen zumindest für sinnvoll und möglich hält. Hier geht es eben um interreligiösen Dialog, um Zusammenarbeit, gerade auch auf institutioneller Ebene und auch um gemeinsames Wirken in der Zivilgesellschaft. Man kann den Schritt des bayerischen Bischofs dennoch für falsch halten, man kann sagen, dass dies „zu weit geht“, aber es ist, aufgrund unserer gemeinsamen Grundlage nicht möglich dies als „unevangelisch“ oder „rücktrittswürdig“ abzutun.

Um auch ein gegenteiliges Beispiel anzuführen: im sehr lesenswerten Band des EMW „Christus heute bezeugen. Mission auf dem Weg von Edinburgh 2010 bis Busan 2013“ plädiert Hans Ucko unter dem Titel „den Glauben in Demut bekennen. Mission und interreligiöser Dialog jenseits von Stereotypen“ (S. 48-53) für ein pluralistisches Missionsverständnis. Fast alle Kernvokabeln von „CZimW“ werden dort auch verwendet, aber vollkommen anders gefüllt. Ein Beispiel: „Lasst uns sagen, dass wir nicht mehr glauben, dass in Christus alles über Gott ausgesagt ist, und dass wir zu der Erkenntnis gekommen sind, dass man sich in der ganzen Welt und unter allen Völkern der Welt der Früchte des Geistes erfreuen soll. Lasst uns sagen, dass wir in der Vielfalt der religiösen Traditionen sowohl das Ergebnis der mannigfaltigen Weisen erkennen, in denen Gott sich mit Menschen und Völkern verbunden hat, als auch eine Manifestation des Reichtums und der Vielfalt der Menschheit...“ . Und brandfrisch verweise ich auf die „Arbeitshilfe. Weggemeinschaft und Zeugnis im Dialog mit Muslimen“, welche am Anfang eines bis 2019 währenden Diskussionsprozesses in der Evangelischen Kirche im Rheinland steht. Darin sprechen sich die Autoren „strikt gegen die gezielte Bekehrung von Muslimen zum christlichen Glauben“ aus. So fasst jedenfalls „evangelisch.de“ diese Arbeitshilfe zusammen und formuliert damit eine Aussage, welche in der evangelikalen Welt nur Unverständnis und deutlichen Widerspruch hervorbringen kann. Was ist gemeint mit „gezielter Bekehrung“ und wie verhält sich das zum „Zeugnis“ gegenüber Muslimen ?

Wir haben eine große Aufgabe vor uns, wenn es darum geht, den jeweiligen Sprachgebrauch zu erläutern, um uns wirklich über unsere Verständnisse von Mission und Respekt auszutauschen.

8. Eine innerchristliche Einmütigkeit bei durchaus unterschiedlichen Ansätzen erscheint mir dennoch um ein vielfaches erreichbar als eine interreligiöse Verständigung. Ist die Gefahr nicht groß, dass „christliches Zeugnis in multireligiöser Welt“ letztlich nur mit einem westlich christlichen Religionsverständnis kompatibel ist ?

Wenn CZimW als siebtes Prinzip davon spricht, dass „Religionsfreiheit das Recht beinhaltet, seine Religion öffentlich zu bekennen, auszuüben, zu verbreiten und zu wechseln“, dann ist das sehr weit von dem entfernt, was wir als eine Aussage der Konsultation im

Zusammenhang mit unserem Dokument lesen: „Wir bekräftigen, dass jeder Mensch das Recht hat für Verständnis für den eigenen Glauben zu werben, die Ausübung dieses Rechts jedoch nicht auf Kosten der Rechte und religiösen Empfindungen anderer gehen darf“. Wenn man sich einmal vor Augen führt, was diese Aussage für Angehörige religiöser Minderheiten, ja auch insbesondere für unsere christlichen Geschwister, in vielen islamisch oder hinduistisch oder atheistisch dominierten Ländern bedeutet, dann stockt mir fast der Atem. Um Verständnis für den eigenen Glauben zu werben, ist es etwas ganz anderes, als für den eigenen Glauben zu werben. Wenn schon das nur dann geschehen darf, wenn es nicht die religiösen Empfindungen anderer verletzt, dann wird religiösen Minderheiten und darunter vielen unserer Glaubensgeschwister noch lange das elementare Recht der Religionsfreiheit vorenthalten bleiben. Ich plädiere deshalb dafür, dass unsere „Ethik der Mission das immer im Blick behält und wirklich im interreligiösen Dialog die Frage stellt „wie hältst Du es mit dem Recht Deines Nächsten, seine Religion öffentlich bekennen und wechseln zu dürfen, so wie es der fünfte Punkt der „Empfehlungen“ zum Ausdruck bringt.

9. Wir sollten bedenken, wie sich die „Ethik von Mission Respekt“ angesichts der momentanen Zuspitzung in der Flüchtlingsfrage bewähren kann. Hier stehen wir vor langfristigen, erheblichen Herausforderungen und bemerkenswerten Chancen. Es wird wichtig sein, wie wir uns als Christen dauerhaft positionieren und wie wir unsere Gemeinwesen auch gemeinsam mit einem Geist der Liebe, des Respekts, der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe durchdringen können.

Vielleicht werden wir in einigen Jahren noch dankbarer für dieses Dokument sein, denn es kann nun, gerade in dieser schwierigen Lage, seine Wirkungskraft entfalten, wenn wir uns denn dazu stellen. Ich will nur kurz erwähnen, dass wir es meines Erachtens mit jahrzehntealten politischen Versäumnissen und ideologischen Scheuklappen ebenso zu tun haben, wie mit nun kurzfristigem Versagen. Ich bin dankbar, dass unsere Gesellschaft immer noch unterstützend auf den nicht zu stoppenden Zustrom von hilfeschuchenden, verzweifelten und vertriebenen Menschen reagiert, von denen ja etwa 80 %, je nachdem welchen Zahlen man traut, einen muslimischen Glaubenshintergrund haben. Dennoch sehe ich gravierenden Handlungsbedarf, sowohl was die gesamte Gesetzgebung von Asylrecht, über Dublin II bis zu Bleiberechtsregelungen angeht, als auch was die global politisch gewollte Verbesserung der Lebensverhältnisse in den Herkunftsländern angeht.

Aber für die Menschen an der Basis gibt unser Dokument eine Vielzahl von Empfehlungen und Hilfestellungen, die ich allesamt für beherzigenswert halte. Ich rege an, dass wir ausgehend von dem vorliegenden Dokument, welches ja dazu dienen soll, dass Multiplikatoren ihre gegenwärtige Missionspraxis reflektieren und eigene Richtlinien „für Zeugnis und Mission“ erarbeiten, konkretisieren, was es nun heißen mag, „Jesus Christus nachzuahmen“, „christliche Tugenden“ zu leben und „Taten des Dienens und der Gerechtigkeit“ zu vollbringen. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass wir uns in diesem spezifischen Einsatz, unabhängig von unserer christlichen Prägung, auf einmal viel näher wären oder zumindest kommen würden, als dies in unserer beliebtesten Form der Auseinandersetzung, der am grünen Tisch, der Fall ist.

Für mich bezeichnet „christliches Zeugnis in multireligiöser Welt“ keinen Schlusspunkt, sondern einen Doppelpunkt. Es gibt viel zu hören, zu lernen und zu tun. Lassen Sie uns das alles möglichst gemeinsam tun.  
Herzlichen Dank für ihre Aufmerksamkeit.